

"Über den Zaun geblickt": Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung [BIOS 8 (1995), Heft 1, 28-42]

Sill, Oliver

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sill, O. (2019). "Über den Zaun geblickt": Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung [BIOS 8 (1995), Heft 1, 28-42]. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 32(1-2), 175-189. <https://doi.org/10.3224/bios.v32i1-2.14>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

„Über den Zaun geblickt“

Literaturwissenschaftliche Anmerkungen zur soziologischen Biographieforschung

Oliver Sill

[*BIOS 8 (1995), Heft 1, 28-42*]

„Der Versuch, die Literatursoziologie ausschließlich als Teildisziplin der Soziologie zu verstehen und von der Literaturwissenschaft streng zu trennen, muß indes scheitern. Diese Trennung ist die Kehrseite des Immanenzzwanges der Literaturwissenschaft, der die außerdichterischen Phänomene nur vom Sprachkunstwerk her sieht und in diese hineinprojiziert.“ (Jaeggi 1975: 403).

Mit seiner kritischen Einschätzung rekapituliert Urs Jaeggi 1973 das Verhältnis von Soziologie und Literaturwissenschaft als Geschichte einer einvernehmlichen, von beiden Seiten betriebenen Abschottung. Wie die Arbeiten Leopold von Wieses (1931), Alphons Silbermanns (1958, 1973, 1981), Robert Escarpits (1961, 1967) und Hans Norbert Fügens (1964) zeigen, bemühte sich die positivistisch orientierte Literatursoziologie stets darum, unter dem Postulat der „Wertfreiheit“ alle ästhetischen Fragestellungen und Wertungsprobleme aus ihren empirischen Untersuchungen herauszuhalten. Hans Norbert Fügen: „Die Literatursoziologie hat es demnach mit dem Handeln der an der Literatur beteiligten Menschen zu tun; ihr Gegenstand ist die Interaktion der an der Literatur beteiligten Personen.“ (Fügen 1964: 22). Die Literaturwissenschaft betrachte dagegen „die ‚Literatur‘ rein als literarisches Kunstwerk. Ihr Erkenntnisinteresse richtet sich auf die durch ‚das Wirken der Phantasie [...] von der Welt unseres Handelns unterschiedene zweite Welt“ (ebd.). Mit dieser strikten Grenzziehung rannte die Literatursoziologie bei der Literaturwissenschaft in der Tat offene Türen ein, gehörte es doch bis in die sechziger Jahre zum Selbstverständnis der Germanistik als Philologie, die Beschäftigung mit literarischen Werken der sogenannten Dichtungswissenschaft in Abgrenzung von literaturgeschichtlichen Fragen vorzubehalten. Wie das 1955 erstmalig erschienene *Sachwörterbuch der Literatur* noch in seiner fünften Auflage von 1969 betont, ruhe Dichtung zeitentoben „selig in sich selbst“ (Wilpert 1969: 171), sodass die Literaturwissenschaft sich der Dichtung „entweder in ihrem Wesen als Dichtung oder in ihrer historischen Entwicklung und ihrem Lebenszusammenhang“ (ebd.: 448) widme. Solch striktes „Entweder-oder“ entsprach exakt der von soziologischer Seite vertretenen Ansicht, die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen der Produktion, Distribution und Rezeption von Literatur erforschen zu können, ohne die literarisch-ästhetische Struktur der Werke selbst in den Blick nehmen zu müssen. Urs Jaeggi und auch Jürgen Scharfschwerdt haben den Konvergenzpunkt positivistischer Literatursoziologie und einer sich als Dichtungswissenschaft verstehenden Literaturwissenschaft

herausgearbeitet. Er besteht in einem Literaturbegriff, der in enger Anlehnung an die Autonomieästhetik der deutschen Klassik vom strikten Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit, dichterischem Schaffen und alltäglichem kommunikativem Handeln ausgeht (vgl. Jaeggi 1975: 403 ff.; Scharfschwerdt 1977: 112 ff.).¹

Wozu, so dürfte sich manch einer fragen, wozu noch diese Hinweise? Jaeggis 1973 formulierte Wendung gegen die positivistische Literatursoziologie ist mittlerweile selbst Teil der Wissenschaftsgeschichte. Gerade unter dem Einfluss der „Kritischen Theorie“ hat sich die Literatursoziologie seit den siebziger Jahren mit den positivistischen Ansätzen kritisch auseinandergesetzt, in der Folgezeit sind andere Konzepte und Ansätze entwickelt worden (vgl. für einen Überblick Dörner/Vogt 1994); die – zumal ideologiekritische – Beschäftigung mit der idealistischen Ästhetik und ihren Ausläufern (etwa der „werkimmanenten Schule“) vollzog sich ebenfalls in den siebziger Jahren in der Literaturwissenschaft; Strukturalismus, Diskursanalyse, literarische Kommunikation und Systemtheorie sind Stichworte, die in den heutigen literaturwissenschaftlichen Debatten im Vordergrund stehen und den Weg einer Wissenschaftsdisziplin annonciieren, die sich, wie Siegfried J. Schmidt meint, im „Übergang von einer hermeneutischen Textwissenschaft zu einer interdisziplinären Sozialwissenschaft“ (Schmidt 1989: Klappentext) befindet.

Und dennoch: Es bestehen gute Gründe für meine einleitenden Hinweise. Denn wer die Entwicklung der soziologischen Biographieforschung und der literaturwissenschaftlichen (Auto-)Biographieforschung der letzten Jahre gleichermaßen beobachtet, muss den Eindruck gewinnen, dass die einvernehmliche Nichtzurkenntnisnahme auf diesem Felde eine Fortsetzung oder Neuaufgabe erfährt. Dies ist umso erstaunlicher, als doch beide Teildisziplinen sich im Horizont ihrer jeweiligen Erkenntnisinteressen dem weiten Spektrum lebensgeschichtlicher Zeugnisse verschrieben haben. Doch ist diese Nichtzurkenntnisnahme auch bedauerlich? „Interdisziplinarität“, so Jürgen Kocka, „wird sich, wenn überhaupt, nur durch den Aufweis von Defiziten rechtfertigen können, die das System disziplinar verfaßter Wissenschaften kennzeichnen“ (Kocka 1987: 8). Allem Anschein nach wird in der soziologischen wie literaturwissenschaftlichen Biographieforschung ein solches Defizit nicht gesehen. Ich bin allerdings anderer Meinung. Wohlwissend, dass es immer etwas Anmaßendes hat, über den Zaun hinweg dem Nachbarn Ratschläge zu geben, möchte ich gleichwohl einige Anmerkungen und Erläuterungen zu einem für Literaturwissenschaftler zentralen Bereich formulieren, in dem die soziologische Biographieforschung meines Erachtens Defizite aufweist: Es geht um die Textförmigkeit, den narrativen Charakter lebensgeschichtlicher Zeugnisse.

Zunächst jedoch einige Anmerkungen zum gegenwärtigen Stand soziologischer und literaturwissenschaftlicher Biographieforschung:

Gerade im Verweis auf die Anfänge einer wissenssoziologisch orientierten Alltagsforschung hatte Jürgen Scharfschwerdt 1977 die Erwartung geäußert, dass nunmehr

1 Nur am Rande sei vermerkt, dass es seit den frühen dreißiger Jahren gerade von soziologischer Seite immer wieder Arbeiten gegeben hat, die auch im Rekurs auf die Wissenssoziologie Karl Mannheims eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von Soziologie und Kunst- bzw. Literaturwissenschaft gefordert haben. Erinnerung sei nur an die Beiträge von Erich Rothacker (1931; 1933), Ernst Kahn-Bramstedt (1931) oder Leo Löwenthal (1932; 1964). Sie wurden jedoch kaum zur Kenntnis genommen: weder von der positivistischen Literatursoziologie noch von den marxistisch orientierten Ansätzen zur ästhetischen Theorie (Lukacs, Adorno, Marcuse). Vgl. dazu Scharfschwerdt (1977: 75 ff).

auch die empirische Literatursoziologie sich der „ästhetischen Wertsphäre“ (Scharf-schwerdt 1977: 201) annehmen werde. Wie die weitere Entwicklung zeigt, hat sich die Textsoziologie diesem Ansinnen nicht verschlossen (vgl. dazu Zima 1982). Ganz anders jedoch die soziologische Biographieforschung, die in diesem Zusammenhang auf einen – vordergründig – einleuchtenden Sachverhalt verweisen kann: Sie beschäftigt sich nicht mit den literarischen Formen autobiographischen Erzählens, also mit Tagebüchern, Erzählungen und Romanen; sie erhebt ihre Texte selbst. Narrative (lebensgeschichtliche) Interviews, im Rahmen bestimmter Forschungsprojekte durchgeführt, fungieren als Forschungsinstrument, als Datenbasis eines aufs Empirische gerichteten Erkenntnisinteresses. Die eigenständige Erhebung biographischer Erzählungen verbindet wohl alle miteinander konkurrierenden methodischen Schulen soziologischer Biographieforschung, ob es ihnen nun um die „Rekonstruktion der Alltagspraxis der Erforschten“ (Bohnsack 1991: 9) geht oder um die „extensive Auslegung der objektiven Bedeutung von Interaktionstexten, des latenten Sinns von Interaktionen“ (Oevermann et al. 1979: 381), um die „elementaren Formen“ von „Prozeßstrukturen, die im Prinzip [...] in allen Lebensläufen anzutreffen“ seien (Schütze 1983: 284), oder um die Analyse biographischer Kommunikationen (vgl. Nassehi 1994). So unterschiedlich das jeweilige Erkenntnisinteresse, so verschieden sind auch die Verfahren der Interviewanalyse und -auswertung. Doch handelt es sich, und hier liegt die zweite Gemeinsamkeit aller methodischen Schulen soziologischer Biographieforschung, stets um Interpretationsverfahren und -techniken, die in hohem Maße darauf bedacht sind, sich als spezifisch soziologisch-hermeneutische Ansätze auszuweisen. Nun ist gegen die fachspezifische Erarbeitung hermeneutischer Verfahren zur Auswertung lebensgeschichtlicher Erzählungen beileibe nichts einzuwenden. Bedenken stellen sich allerdings aus literaturwissenschaftlicher Sicht ein mit Blick auf das allen Ansätzen zugrunde liegende Verständnis vom autobiographischen Text, sei es Ulrich Oevermanns Verfahren einer „Objektiven Hermeneutik“, die „formale Text- und strukturelle Inhaltsanalyse autobiographischer Stegreiferzählungen“ nach Fritz Schütze oder die von Ralf Bohnsack vertretene, an Mannheim anknüpfende „dokumentarische Methode der Interpretation“. Meiner Ansicht nach kann jedes Interpretations- und Auswertungsverfahren autobiographischer Texte, gleich welcher Wissenschaftsdisziplin, letztlich nur dann Plausibilität für sich beanspruchen, wenn es ein begrifflich-analytisches Instrumentarium entwickelt, das dem komplexen Gegenstand „autobiographischer Text“ angemessen, kurz: gegenstandsadäquat ist. Und dies gilt, so meine ich, auch dann, wenn biographische Erzählungen in Form verschriftlichter Interviews mit Fragestellungen konfrontiert werden, die auf die empirische Realität „hinter“ der sprachlichen Vermittlung erlebter Wirklichkeit zielen.

Und die literaturwissenschaftliche Autobiographieforschung? Sie hat der qualitativen Sozialforschung jahrelang wenig Anreiz geboten, ihre Ergebnisse in die eigenen methodischen Reflexionen über die narrative Struktur von Interviewtexten einzubeziehen. Orientiert am Ideal der „reich entfalteten Persönlichkeit“, wurde bis in die siebziger Jahre hinein Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1811-33) als Inbegriff einer gelungenen Autobiographie gesehen. Die Fähigkeit des Autors, ein Leben als Ganzes in zusammenfassender Rückschau zu schildern, um auf diese Weise ein kohärentes Ich zu gestalten, wurde zum entscheidenden Kriterium für die Erfüllung des eigentlichen „Wesens“ der Autobiographie. Die autobiographische Literatur der Folgezeit, in der immer weniger von einer erfolgreichen Karriere, einer gelingenden Identitätsbildung

und einem harmonischen Ausgleich zwischen Individuum und Gesellschaft die Rede war, erschien demnach als fortschreitende Entfernung von diesem Ideal. Sie wurde folgerichtig allein noch unter negativem Blickwinkel gesehen (vgl. etwa die Arbeiten von Misch 1949-69; Pascal 1960; Neumann 1970; Müller 1976; Aichinger 1977). Erst in jüngster Zeit ist solch „verfallsgeschichtlicher Betrachtungsweise“ in einer Reihe von Arbeiten zum modernen autobiographischen Erzählen widersprochen worden: eine ebenso überfällige wie zwangsläufige Entwicklung, weil die Fülle und Vielfalt autobiographischer Literatur im 20. Jahrhundert die Rede vom „Niedergang der Gattung“ geradezu als absurd erscheinen lässt (vgl. etwa Sloterdijk 1978; Picard 1978; Frieden 1983; Schneider 1986; Paulsen 1991; Sill 1991²). Das Autobiographische, so der Tenor in den jüngsten Beiträgen, lässt sich nur noch als eine Variante im weiten Spektrum modernen Erzählens begreifen, ohne dass stichhaltige Kriterien auszumachen wären, die es erlaubten, von einer eigenständigen „Gattung Autobiographie“ zu sprechen. Was bislang von literaturwissenschaftlicher Seite noch aussteht, ist eine nähere Beschäftigung mit den narrativen Strukturen lebensgeschichtlicher Interviews. Dieses Feld, so hat es den Anschein, wird in stillschweigendem Einverständnis der qualitativen Sozialforschung, aber auch der pädagogischen Biographieforschung (vgl. etwa Baacke/Schulze 1979, 1985; Schulze 1991) überlassen.

Wie bereits erwähnt, sehe ich Defizite in der soziologischen Biographieforschung vor allem im Hinblick auf ein angemessenes Verständnis der Textförmigkeit biographischer Erzählungen. Die nun folgenden Erläuterungen, die ich als Anregung und Diskussionsbeitrag verstanden wissen möchte, beziehen sich auf drei Aspekte: die Frage der Abgrenzbarkeit alltagssprachlicher biographischer Erzählungen von den literarischen Formen autobiographischen Erzählens; narrative Organisationsprinzipien autobiographischer Texte und die kommunikative Funktion lebensgeschichtlicher Erzählungen.³

Alltagssprachliche und literarische Formen autobiographischen Erzählens

Der vorrangige Rückgriff auf Interviewtexte und deren Verwendung innerhalb einer Biographieforschung, die sich zumeist als Lebenslaufforschung begreift, bringen es mit sich, dass bei der Ausformulierung des eigenen Textverständnisses stets nur der Blick gerichtet wird auf Formen lebensgeschichtlicher Erzählungen, die als eine Variante alltäglicher Kommunikation bezeichnet werden können: in alltagsweltliche Sinnzusammenhänge eingebundene Narrationen (vgl. etwa Quasthoff 1979; Ehlich 1980; Habermas 1981). Demgegenüber erscheint der Gegenstand literaturwissenschaftlicher Erzählforschung, die literarischen Formen des Erzählens, als ein weit abgelegenes Terrain. Gelangt es überhaupt ins Blickfeld, so nur deshalb, um eine deutliche Trennlinie zu ziehen. In der Einleitung des von ihm herausgegebenen Bandes *Erzählen im Alltag* bemüht sich Konrad Ehlich um eine klare Grenzziehung: „Vor lauter Erzählungen

2 In dieser Arbeit habe ich die gattungstheoretischen Ansätze zur Autobiographie einer eingehenden Kritik unterzogen, vgl. Sill 1991: 4 ff.

3 Aufgrund der gebotenen Kürze müssen meine Hinweise punktuell bleiben. Gelegenheit zu sehr viel ausführlicherer Beschäftigung mit den Grundlagen und Merkmalen autobiographischen Sprechens und Schreibens bot sich im Rahmen meiner Abhandlung über autobiographische Schriften zur Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945-1949, vgl. Weber et. al. 1995.

scheint das Erzählen abhanden gekommen. Die Literaten haben sich seiner angenommen. Sie professionalisierten es, indem sie begannen, erzählend zu schreiben“ (Ehlich 1980: 11). Die Suggestierung einer Okkupation des Gebietes „Erzählen“ durch professionelle Literaten mag als effektvoller Auftakt seine Wirkung nicht verfehlen; stichhaltig ist der konstruierte Gegensatz in keiner Weise. Weder sind Prosaautoren stets „professionelle Literaten“, man denke nur an den Prager Versicherungsangestellten Franz Kafka, noch lässt sich eine scharfe Trennlinie ziehen zwischen professionellem und alltäglichem Erzählen. Ein Beispiel: Der Boom autobiographischen Erzählens in den siebziger Jahren wurde wesentlich mitgetragen durch zahllose schreibende Laien, deren Texte mit dem Etikett „Verständigungstexte“ versehen worden sind (vgl. Keitel 1983). Durch eine erkennbare Zielgruppenorientierung charakterisiert, sollten diese Texte Verständigungsprozesse innerhalb bestimmter gesellschaftlicher (Rand-)Gruppen initiieren. So gesellten sich zu den schreibenden Arbeitern der sechziger Jahre (Werkkreise „Literatur der Arbeitswelt“) in der Folgezeit „die Frauen, die Häftlinge, die Lehrer, die Alkoholiker, die Schwulen, die schreibenden Schüler“ (Mattenklott 1981/82: 42). Einerseits wurden und werden solche Texte der Anonymität des Buchmarkts überantwortet (Suhrkamp-Reihe „Verständigungstexte“; Rowohlt: „Die neue Frau“ und andere), andererseits dienen und dienen solche Texte noch immer als Medium einer unmittelbaren Kommunikation zwischen Autor und zumeist gleichgesinnten Lesern im Rahmen von Laienzirkeln, in denen es hier „therapeutisch“, dort „schlicht phantasievoll-spielerisch“ (Mattenklott 1981/82: 44) zugeht und in denen „Selbstgebackenes und Selbstgeschriebenes“ (ebd.: 42) offeriert werden.

Festzuhalten bleibt demnach: Der behauptete Gegensatz von Alltagssprachlichem und professionell-literarischem Erzählen mag dem Gegenstand der soziologischen Biographieforschung vermeintlich feste Konturen verleihen; de facto ist er ebenso haltbar wie die behauptete Opposition von mündlichem und schriftlichem Erzählen. Dieser Satz darf nicht missverstanden werden: Nicht die voneinander abweichenden Rahmenbedingungen und Funktionsweisen Alltagssprachlicher Kommunikation zwischen Sprecher und Hörer auf der einen Seite und literarischer Kommunikation zwischen Autor, Text und Rezipient auf der anderen Seite sollen in Zweifel gezogen werden,⁴ wohl aber alle Bestrebungen, einen Gegensatz konstruieren zu wollen zwischen der narrativen Organisation mündlicher lebensgeschichtlicher Erzählungen einerseits und der narrativen Organisation publizierter autobiographischer Texte andererseits. Reden lässt sich nur – und dies allerdings mit großem Recht! – von unterschiedlichen Komplexitätsgraden, die das gesamte Spektrum lebensgeschichtlicher Erzählungen mit seinen fließenden Übergängen kennzeichnen. Wie auch immer terminologisch eingekleidet: Der konstruierte Gegensatz von Alltagsweltlichem und professionellem Erzählen reproduziert wieder einmal einen fragwürdigen Literaturbegriff, der bereits jener Grenzziehung zugrunde lag, auf die sich die positivistische Literatursoziologie und die Literaturwissenschaft bis in die sechziger Jahre hinein geeinigt hatten.

Narrative Organisationsprinzipien autobiographischer Texte

Jeder autobiographische Text, ein narratives Interview ebenso wie Goethes *Dichtung und Wahrheit*, ist als sprachliche Vermittlung erlebter Wirklichkeit durch elementare

4 Mit diesen Zusammenhängen beschäftige ich mich weiter unten.

narrative Organisationsprinzipien gekennzeichnet, mit deren Hilfe lebensgeschichtliche Erfahrungen allererst in Erzählungen umgesetzt werden können. Mögen die Texte in ihrer jeweiligen Komplexität, ihrer jeweiligen literarisch-ästhetischen Struktur, auch noch so weit voneinander entfernt sein, so ist doch jedes narrativ präsentierte Geschehen konstituiert durch Ereignisse, die durch Personen (Figuren) vollzogen werden, die wiederum in Raum und Zeit agieren; ein Geschehen, das überdies aus der Perspektive eines textimmanenten Erzählers präsentiert wird. Zwar kann die Erzählstruktur solcher Texte niemals identisch sein, doch lassen sich übergreifende Formmuster und Ordnungsprinzipien beschreiben. Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich insbesondere die literaturwissenschaftliche Erzählforschung⁵ – ein Forschungszweig, der meines Erachtens bei der soziologischen Biographieforschung weit mehr Beachtung finden sollte, als dies bislang der Fall ist.

Um dieses Defizit zu veranschaulichen, sei kurz auf die von Fritz Schütze entwickelte Methode der autobiographischen Stegreiferzählung eingegangen. Dieses Beispiel wiegt umso mehr, als die „formale Text- und strukturelle Inhaltsanalyse“ nach Schütze das bislang wohl differenzierteste soziologisch-hermeneutische Verfahren zur Auswertung von Interviews bezeichnet.

Die Methode des narrativen Interviews führt nach Schütze im Idealfall zu einer Stegreiferzählung selbsterlebter Ereigniszusammenhänge, die wiederum mehreren Zwängen, dem vielzitierten dreifachen Zugzwang (vgl. dazu Schütze 1982: 571 ff.), unterliege: (1) Der Erzähler sei gezwungen, einzelne Segmente seiner Erzählung zu einem vollständigen Bild der Wirklichkeit zusammenzufügen (Gestaltschließung). (2) Die begrenzte Zeit der Interviewsituation bedinge einen Zwang zur Raffung und Begrenzung der Erzählung, die auf einen sogenannten „Clou“ hin zugespitzt werden müsse (Kondensierungszwang). (3) Der Stegreiferzähler sei aus Gründen der Plausibilisierung gezwungen, auf den lebensgeschichtlichen Kontext angesprochener Ereignisse näher einzugehen (Detaillierungszwang). Mit diesem dreifachen Zugzwang glaubt Schütze nun, das strukturelle Potential autobiographischer Stegreiferzählungen erfasst zu haben. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht muss dem widersprochen werden. Denn die sogenannten „Zwänge“ beschreiben keineswegs die Struktur autobiographischer Texte, auch nicht den Idealfall einer lebensgeschichtlichen Stegreiferzählung; vielmehr enthalten sie allein Hinweise auf einen möglichen strukturellen Niederschlag in den Texten, weil sie abgeleitet sind aus textexternen Gegebenheiten, aus den Rahmenbedingungen des Interviews, aus der Interaktion zwischen Interviewer und Befragtem. Der Verweis auf die Detaillierung dargestellter Ereignisse oder die Abrundung einer Erzählung greift viel zu kurz, weil er die elementaren Strukturen narrativer Darstellung unberücksichtigt lässt. Gelangen sie hingegen ins Blickfeld, so lässt sich nicht nur die Struktur des Idealfalls einer autobiographischen Stegreiferzählung beschreiben und interpretieren, sondern jede biographische Erzählung, mag sie auch noch so eigentümlich sein.

Die elementaren Kategorien der Textanalyse sind die Erzählperspektive, die Strukturierung von Raum und Zeit, die Handlungsstrukturierung sowie die Anlage und Prä-

5 Einen ebenso komprimierten wie instruktiven Überblick über narrative Organisationsprinzipien von Ereignissen, Zeit, Raum sowie Sprechsituationen bietet Schwarze (1982). Mit Blick auf die Erzählperspektive sei als einführender Text der Beitrag von Gerhart von Graevenitz (1982) im selben Band empfohlen.

sensation von Figuren. Freilich handelt es sich dabei um Kategorien, die für die narrative Organisation jedes erzählenden Textes ihre Gültigkeit besitzen. Insofern stellt sich die Frage, inwieweit überhaupt spezifisch autobiographische Formmuster ausgemacht werden können.

Nun lässt sich bei der Beantwortung dieser Frage anknüpfen an den unhintergehbaren Sachverhalt, dass autobiographisches Erzählen konstitutiv gebunden ist an die Erinnerung. Erzählen, sei es nun mündlich oder schriftlich, lassen sich autobiographische Aussagen stets nur aus dem Erinnerungshorizont heraus; ein Sachverhalt, der zumindest mit Blick auf die Erzählperspektive einige Schlussfolgerungen ermöglicht.

Als Grundfigur lebensgeschichtlichen Erzählens erweist sich die textinterne Ich-Ich-Doppelung: Ein gegenwärtiges Ich erinnert und erzählt von einem vergangenen Ich bzw. von vielen vergangenen Ichs (Ich-Zuständen) im Zuge einer dargestellten Entwicklung. Möglich ist allerdings auch der Entwurf eines – hypothetischen – zukünftigen Ichs, dessen Konturen wiederum Rückschlüsse auf die Persönlichkeit des gegenwärtigen Ichs erlauben, die Ausdruck seiner Wünsche, Hoffnungen, Ängste und Befürchtungen sind. Zumeist wird aus der Perspektive des heutigen, des Ichs in der Gegenwart erzählt; eine Erzählweise, die sich in der Regel des Erzählerberichts und als Tempusform des Imperfekts bedient. Sie kennzeichnet insbesondere narrative Interviews, liegt sie doch nahe, weil jedes autobiographische Sprechen gegenwartsbasiert ist. Gleichwohl kann die Intensität der Erinnerung auch zur Übernahme der Perspektive des vergangenen Ichs führen (Erlebnisperspektive). Die dann vielfach zu beobachtende Detailliertheit der Darstellung ändert freilich nichts an der Tatsache, dass es sich auch hier um den – hypothetischen – Entwurf des damaligen, allein noch in der Erinnerung existenten Ichs handelt. Das vergangene Leben kann chronologisch erzählt werden, aber auch anachronisch, in Form einer auf Vorausdeutungen, Vorwegnahmen und Rückverweisen gegründeten Darstellung. Und wo es vorrangig darum geht, eine assoziative Kette einzelner Erinnerungsbilder zu gestalten, da lösen sich die raum-zeitlichen Koordinaten vergangener Daseins weitgehend auf: Die Achronie wird zum bestimmenden Kennzeichen der Erzählstruktur. Formtraditionen, darauf sei noch kurz hingewiesen, spielen stets eine mehr oder minder große Rolle, ebenso können einzelne literarische Vorbilder als Orientierungsmuster der eigenen Darstellung fungieren.

Natürlich sind all diese Erzählverfahren, und hier verlassen wir für einen Moment die Ebene des Textes, Ausdruck bestimmter Darstellungsintentionen. Insbesondere schriftlich verfassten autobiographischen Texten liegt in der Regel eine bestimmte Erzählkonzeption zugrunde. Darstellungsintentionen, so unterschiedlich sie auch immer sein mögen, hängen wohl stets zusammen mit dem Spannungsverhältnis zwischen heutigem und damaligem Ich des Autobiographen. Dieses Spannungsverhältnis markiert die in der Zwischenzeit durchlaufene Entwicklung, in der sich Selbst- und Weltbilder herausgebildet haben oder auch verworfen worden sind (vgl. dazu Berger 1977); eine Entwicklung, die stets erfolgt in Auseinandersetzung mit gesellschaftlich vermittelten Identitätsmustern. Grundsätzlich allerdings ist das Spannungsverhältnis zwischen gegenwärtigem und vergangenerm Ich fundiert durch die kategoriale Verschiedenheit von Erinnerungshorizont und Erlebnishorizont: auf der einen Seite die Unmittelbarkeit und Zukunftsungewissheit des erlebenden Ichs, auf der anderen Seite das Wissen um die realisierten Möglichkeiten des Lebens, aber auch um die gescheiterten Hoffnungen.

Der autobiographische Text erscheint demnach als ein Entwurf, als eine zeitabhängige Modellierung des Autor-Ichs, seiner Entwicklung und der von ihm erlebten Wirklichkeit; eine Modellierung, in der die Auswahl lebensgeschichtlichen Materials (Selektion) und dessen Anordnung (Kombination) einen spezifischen, in der Textgestalt verbürgten Sinnzusammenhang erzeugen. Wie verschieden dieser Sinnzusammenhang im jeweiligen Einzelfall auch aussieht, ob das erzählte Ich zielgerichtet und planmäßig seine Träume verwirklicht oder als ohnmächtiges Opfer eines verhängten Schicksals erscheint: Es ist ein Sinnzusammenhang, der durch den Text selbst hergestellt wird.⁶ Demgegenüber ist der faktische Lebenslauf gekennzeichnet durch „Wechselwirkungen“, die das Leben jedes einzelnen beherrschen und seiner Planbarkeit Grenzen setzen: „Das Leben besteht aus Wechselwirkungen. Es ist ein Prozeß, in dem immer wieder Spannungen und Ungleichgewichte entstehen, die erneut nach Ausgleich und Veränderung verlangen. Natürlich versuchen die persönlichen Wünsche, Ziele, Wertvorstellungen und Entwürfe dem Prozeß eine Richtung zu geben, aber Widerstände und unvorhergesehene Zufälligkeiten zwingen ihm Umwege, Verzögerungen und Modifikationen auf und bringen die Lebensbewegung möglicherweise ganz von ihrem Kurs ab [...]“ (Wellershoff 1992: 9).

Die kommunikative Funktion lebensgeschichtlicher Erzählungen

In der soziologischen Biographieforschung besteht Einigkeit darüber, das narrative Interview als Sonderform alltäglicher Kommunikation zu definieren, weil es in einer „durch das Forschungssetting konstruierten Situation“ (Weber et al. 1995) stattfindet. Die Einsicht in die Außeralltäglichkeit der Interviewsituation ändert freilich nichts an der Tatsache, dass stets und immer nur das „Erzählen im Alltag“, vor allem das weite Spektrum seiner möglichen sozialen Funktionen (vgl. Fuchs 1984: 77 ff.), als Bezugsrahmen des narrativen Interviews gesehen wird. Über die notwendige Erörterung verschiedener Varianten der sozialen Funktion alltagssprachlicher Erzählungen sollte allerdings nicht vergessen werden, den Vorgang der Kommunikation selbst, die textförmige narrative Struktur des einzelnen Kommunikationsaktes einmal näher in den Blick zu nehmen. Denn wenn sich die soziologische Biographieforschung auf die Wahrnehmung der interaktiven Funktion alltäglichen Erzählens beschränkt, so stellt sie sich selbst in einen längst als fragwürdig erkannten Traditionszusammenhang: Auch die positivistische Literatursoziologie war von der Annahme ausgegangen, das Handeln der an der Literatur beteiligten Personen untersuchen zu können, ohne die literarisch-ästhetische Struktur der Texte selbst einbeziehen zu müssen. Die textimmanente Kommunikationsstruktur bezeichnet wiederum das zentrale Aufgabengebiet literaturwissenschaftlicher Kommunikationsforschung. Ihre Ansätze und Ergebnisse zur literarischen Kommunikation, so meine Hypothese, sind auch für die soziologische Biographieforschung von großer Bedeutung. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich nun, in kommu-

6 Ähnlich argumentiert auch Hans-Christoph Koller in seiner Kritik an Fritz Schützes erzähltheoretischer Begründung des narrativen Interviews. „Sowohl die Reihenfolge“, so Koller, „in der die Ereignisse vom Erzähler präsentiert werden, als auch ihre Verknüpfung untereinander“ seien das „Ergebnis des Erzählvorgangs selbst, der die Sukzessivität der Ereignisse allererst herstellt und sie in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen versucht“ (Koller 1993: 37).

nikationstheoretischer Perspektive, einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem mündlichen lebensgeschichtlichen Erzählen, dem schriftlichen autobiographischen Erzählen und dem narrativen Interview zur Sprache bringen.

Grundlegend für jede Form mündlichen lebensgeschichtlichen Erzählens ist die Tatsache, dass es sich um eine reale Kommunikationssituation handelt, in der Sprecher und Hörer als historisch-konkrete Personen zur gleichen Zeit anwesend sind. Der Sprecher, aus dessen Perspektive der Hörer als Adressat fungiert, richtet sich mit seiner Aussage an den Kommunikationspartner mit der Absicht, auf diesen einzuwirken: Die sprachliche Äußerung erscheint als Text in Funktion.

Nun muss die lebensgeschichtliche Erzählung als eine Form der mündlichen Erzählrede allerdings abgegrenzt werden von der Zweckrede. Die Zweckrede, die „der sprachlichen Bewältigung des situativen Kontexts“ (Kahrmann et al. 1986: 27) dient, reicht in ihren Manifestationsformen von der Bitte bis zum Befehl. In jedem Falle aber ist sie „auf die Handlungsdisposition des Hörers gerichtet und schließt die Vollzugserwartung des Sprechers ein“ (ebd.: 28). Demgegenüber richtet sich die mündliche Erzählrede „nicht ausschließlich auf Handlungsdispositionen“, der „Aspekt der Vollzugserwartung“ (ebd.: 24) kann fehlen. Die mündliche lebensgeschichtliche Erzählung thematisiert frühere Erfahrungen und Erlebnisse des Sprechers, gibt mithin „einen von der Redesituation unabhängigen Sachverhalt oder Faktenzusammenhang wieder“ (ebd.: 28). Explizit oder implizit eingeleitet mit dem Hinweis „Ich möchte dir etwas erzählen“, wird demnach in die aktuelle Redesituation A eine vergangene Situation B eingebettet, in der lebensgeschichtliches Material des Sprechers aufgegriffen und narrativ arrangiert wird. In ihr, der Situation B, erscheint das vergangene Ich (A') als aktiv Handelnder oder zumindest als Beobachter im Rahmen eines Ereigniszusammenhangs, an dem neben ihm auch andere Personen beteiligt sein können. Dabei bleibt die erzählte Situation B abhängig vom Sprecher A. Er ist es, von dem es abhängt, in welcher Weise das Vergangene präsentiert wird. Sicherlich: Erzählt wird die Situation B in der Absicht, auf den Hörer A einzuwirken; ob diese Einwirkung sich freilich gemäß der Intention des Sprechers vollzieht, ist keineswegs so sicher. Angesprochen ist hiermit aus der Sicht des Sprechers ein Darstellungsproblem. Denn die Einwirkung auf den Hörer A hängt ab von „seinem Erinnerungsvermögen, seiner Bewertung, seiner Darstellungsfähigkeit des vergangenen Sachverhalts“ (ebd.: 30). Aus der Sicht des Hörers erweist sich der nur mittelbar gegebene Zusammenhang zwischen Situation B und aktueller Redesituation A hingegen als ein Problem der Auslegung. Beides jedoch sind Probleme, die für die mündliche Erzählrede ebenso gelten wie für die schriftliche Erzählrede – mit einer Einschränkung: In der realen Kommunikationssituation kann der Hörer sich mit Rückfragen an den Sprecher wenden, und dieser wiederum kann die verbalen und nonverbalen Reaktionen des Hörers in seine Erzählstrategie einbeziehen.

Der entscheidende Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Erzählrede ist die Unterbrechung des Kommunikationsvorgangs. Für den Autor existiert zum Zeitpunkt des Schreibens der Leser allein als gedachter, als Abstraktion zukünftiger realer Leser. Ebenso ist der Autor eines Textes für den Leser in der Regel nicht anwesend, existiert allein in Form eines Textes, der durch den Namenszug des Autors als von ihm verantwortet ausgewiesen wird. Der Dialog zwischen Autor und Rezipient zerfällt demnach in die beiden Teilbereiche „Autor – Text (gedachter Leser)“ sowie „Text (gedachter Autor) – Leser“.

Insofern steht der realen Redesituation A, in der die schriftliche lebensgeschichtliche Erzählung geschrieben wird, eine Rede- oder besser: Rezeptionssituation A' gegenüber, in der der Rezipient die Erzählung liest. Was er liest, entspricht der eingebetteten Situation B in der mündlichen Erzählrede. Die Redesituation A und die Rezeptionssituation A' können zeitlich dicht beieinander liegen, der Leser ist in diesem Fall Zeitgenosse des Autors, der zeitliche Abstand kann allerdings auch sehr groß sein. In jedem Falle aber zerfällt der „Dialog“ in eine produktionsseitige und eine rezeptionsseitige Dimension.

Offenkundig ist damit überdies, dass sich der Text von der historisch-konkreten Person des Verfassers ablöst. In Form seiner erzählten Lebensgeschichte, der in der Regel eine bestimmte Erzählkonzeption zugrunde liegt, realisiert der reale Autor seine Kommunikationsabsicht. Wohlgemerkt: Der Text in seiner Gesamtheit, das Werkganze also, ist die Vergegenständlichung der Intention des Autors. Demgemäß ist es auch das Werkganze, das der Rezipient als Manifestation der Kommunikationsabsicht des realen Autors anzuerkennen hat, nicht einzelne, aus dem Textzusammenhang herausgelöste Passagen.⁷

Von der literaturwissenschaftlichen Erzählforschung erarbeitete Kommunikationsmodelle, die in Detailfragen durchaus differieren (vgl. dazu Zerbst 1982), unterscheiden aus den skizzierten Gründen jedoch prinzipiell zwischen einem textexternen und einem textinternen Bereich. Zunächst der textexterne Bereich: Zu ihm gehören der reale Autor und der reale Leser in ihrer jeweiligen Rolle, aber auch als Mitglieder einer (jeweiligen) Gesellschaft. Zum textinternen Bereich gehört eine Vielzahl unterschiedlicher, hierarchisch gestaffelter Sender- bzw. Empfängerinstanzen. Ein solch komplexes Geflecht verschiedener, gleichwohl aufeinander bezogener Kommunikationsvorgänge ergibt sich, weil die Mitteilungsabsicht des Autors eben nicht in einer einfachen Aussage realisiert ist, sondern in einer erzählten (Lebens-)Geschichte, die als erzählende Figur einen textimmanenten Erzähler besitzt und in der zu unterschiedlichen Zeiten erzählte Personen, zu denen im autobiographischen Text auch das vergangene Ich gehört, handeln und miteinander kommunizieren. Während auf der Handlungsebene Sender- bzw. Empfängerrollen variabel sind (Dialoge), richtet sich die Erzählerrede an einen textimmanenten Adressaten, der nicht explizit erwähnt sein muss, dessen Konturen sich jedoch aus der Art der Darstellung erschließen lassen: beispielsweise in Gestalt einer sehr verkürzten, sich mit Andeutungen auf historische Ereignisse begnügenden Darstellung, die den „eingeweihten“ Leser voraussetzt. Die sogenannten Verständigungstexte, die eine bestimmte Zielgruppe ansprechen wollen, sind hierfür ein treffendes Beispiel. In ihrer Gesamtheit verraten die vielschichtigen Kommunikationsvorgänge innerhalb des Textes den realen Autor als organisierendes Prinzip des Textganzen, ist er es doch, der mit einer bestimmten Kommunikationsabsicht die erzählte (Lebens-)Geschichte geschaffen hat. Die Analyse und Interpretation des in dieser Textge-

7 Vor diesem Hintergrund erweist sich jedes hermeneutische Verfahren als problematisch, das allein auf der Grundlage einzelner Sequenzen zu Aussagen gelangen will über die im Text vergegenständlichten Darstellungsententionen.

stalt verbürgten Sinnzusammenhangs, ein letztlich unabschließbarer Prozess der Annäherung, entspricht mithin der Annäherung an die im Text vergegenständlichte Mitteilungsabsicht des Autors, kurz: die Textintention.⁸

Das narrative Interview nun lässt sich keineswegs allein als Sonderform alltags-sprachlichen Handelns begreifen. Wie sich zeigen lässt, überlagern sich in ihm mündliche und schriftliche Erzählrede in eigentümlicher Weise. Es ist Dialog und „Dialog“, zunächst unmittelbare Kommunikation und Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem, später dann, als Text, Gegenstand hermeneutischer Verfahren, in denen der Forscher als Rezipient mit dem gedachten Autor (Text) kommuniziert. Dazu nun einige Erläuterungen.

Eine grundsätzliche Gemeinsamkeit zwischen mündlichem Erzählen im Alltag und narrativem Interview ist schnell benannt: Auch das narrative Interview ereignet sich, bei aller „Künstlichkeit“, in einer realen Kommunikationssituation, in der Sprecher A (der Interviewte) und Hörer A (der Interviewer) gleichzeitig anwesend sind. Weiterhin lässt sich das narrative Interview als eine Form der mündlichen Erzählrede kennzeichnen: In der Redesituation A wird vom Interviewten eine Situation B mehr oder minder flüssig erzählt, mithin in die Redesituation A eingebettet. Anders jedoch als in der alltäglichen Kommunikation, in der nicht nur die Zweckrede, sondern gegebenenfalls auch die Erzählrede auf eine Handlungsdisposition des Hörers gerichtet ist, ist dies in der Interviewsituation eindeutig nicht der Fall. Mit anderen Worten: Der Aspekt einer auf konkretes Handeln bezogenen Vollzugserwartung fehlt.

Der bei der mündlichen Erzählrede immer nur mittelbar gegebene Zusammenhang zwischen Redesituation A und erzählter Situation B ist – grundsätzlich gesehen – für beide Seiten evident: Er besteht im Forschungsinteresse des Interviewers. Doch rufen dessen Erwartungen und die Außeralltäglichkeit der Situation Unsicherheit beim Befragten hervor. Ein Mitteilungsbedürfnis gegenüber der fremden Person besteht in der Regel nicht; die gegebene Einwilligung in das Interview befördert jedoch zumeist das Bestreben, erwartungsgemäß zu antworten. In diesem Falle ist es nicht das Mitteilungsbedürfnis des Sprechers, sondern der Adressatenbezug, der zum bestimmenden Faktor des Erzählens wird.

Beschrieben sind damit einige wenige Modalitäten, in denen neben Gemeinsamkeiten auch Unterschiede zwischen alltagssprachlicher Kommunikation und narrativem Interview sichtbar geworden sind. All dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass die Einbettung der erzählten Situation B in die mündliche Redesituation A auch für das lebensgeschichtliche Interview seine Gültigkeit besitzt. Und das heißt: Der Befragte sieht sich mit einem Darstellungsproblem konfrontiert, der Interviewer hingegen mit dem Problem der Auslegung. Steht es dem Hörer A in der Alltagssituation jedoch frei, Verstehensprobleme dem Sprecher A gegenüber offensiv anzuschneiden, vielleicht sogar zwischenzeitlich selbst zum Erzähler zu werden, so bleibt das Verhalten des Interviewers in der Gesprächssituation stets defensiv. Gemäß methodischer Leitlinien beschränkt er sich in der Regel auf positiv verstärkende Rezeptionssignale (Kopfnicken

8 An anderer Stelle habe ich ein Kommunikationsmodell des autobiographischen Textes vorgestellt und anhand zahlreicher Textbeispiele die verschiedenen Kommunikationsniveaus zu erläutern versucht, vgl. Weber et al. 1995.

etc.), narratives Nachfragen und Interventionen in der Schlussphase. Kurz: Das Problem der Auslegung wird weitgehend vertagt und lässt sich vertagen, weil es sich bei dieser Form des Gesprächs eben nicht um etwas Ephemeres handelt.

Der Mitschnitt und die anschließende Transkription machen das Gespräch zu einem Text, die mündliche Erzählrede wird zu einer schriftlichen, der Dialog zu einem „Dialog“ zwischen dem Rezipienten und dem Text als Vergegenständlichung einer von außen initiierten Mitteilung des Sprechers A. Auf den Punkt gebracht: Der Interpret eines narrativen Interviews befindet sich in derselben Situation wie der Interpret einer von vornherein schriftlich verfassten lebensgeschichtlichen Erzählung. Der reale Kommunikationsprozess in der Gesprächssituation wird demnach überformt durch einen Kommunikationsvorgang, der durch die zeitliche Distanz zwischen Redesituation A und Rezeptionssituation A' gekennzeichnet ist. Der Kommunikationsvorgang auf dieser übergeordneten Ebene ist unterbrochen, auch wenn die Zeitspanne zwischen Redesituation A und Rezeptionssituation A' in der Regel gering ist. Dies bedeutet wiederum nichts anderes, als dass Kommunikationsmodelle des Erzähltextes ihre Relevanz auch für die verschriftlichte Form des narrativen Interviews besitzen. Selbstverständlich ist allerdings auch, dass Modifizierungen vorgenommen werden müssen aufgrund der Spezifika des lebensgeschichtlichen Interviews, seines eigentümlichen Doppelcharakters als mündliche und schriftliche Erzählrede.

Fazit

Sämtliche Einwände, die ich in den vorangegangenen Abschnitten gegenüber der soziologischen Biographieforschung erhoben habe, beziehen sich auf die meines Erachtens ungenügende methodische Reflexion der narrativ-strukturellen Grundlagen biographischer Erzählungen. Doch hat es den Anschein, als werde in jüngster Zeit der Boden bereitet für eine zukünftige konstruktive Zusammenarbeit von soziologischer und literaturwissenschaftlicher Biographieforschung. Richtungweisend erscheint mir der 1988 erschienene Beitrag von Alois Hahn, der in aller Deutlichkeit zwischen „Lebenslauf“ und „Biographie“ unterscheidet; ein Schritt, der gleichbedeutend ist mit der Anerkennung des eigengesetzlichen narrativen Charakters aller biographischen Erzählungen: „Der Lebenslauf ist ein Insgesamt von Ereignissen, Erfahrungen, Empfindungen usw. mit unendlicher Zahl von Elementen. [...] Aber die Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema. Diese Thematisierung darf nicht als Spiegelung mißverstanden werden. [...] Der Lebenslauf ist uns nur über die Fiktion biographischer Repräsentation als Wirklichkeit zugänglich.“ (Hahn 1988: 93 f.). Kaum anders Armin Nassehi, der „Biographie“ folgendermaßen definiert: „Die Biographie ist ein gegenwartsbasierter, vergangene Ereignisse beobachtender Text, der je nach der gegenwärtigen Präferenz die beobachteten Ereignisse nicht als Ereignisse, sondern nur vermittelt über die Beobachtung wiedergibt.“ (Weber et al. 1995; vgl. auch Nassehi/Weber 1990; Nassehi 1994).

Mit dieser Klarstellung ist die Grundlage gegeben für eine gegenstandsadäquate Beschäftigung mit der narrativen Struktur lebensgeschichtlicher Erzählungen. Eine solche Beschäftigung ist wiederum kaum denkbar ohne Einbezug literaturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Interdisziplinäre Zusammenarbeit setzt freilich voraus, dass

auch die Literaturwissenschaft ihren Blickwinkel erweitert: in Richtung auf eine Biographieforschung, in der biographische Erzählungen, vor allem narrative Interviews, allein als Forschungsinstrument übergeordneter Erkenntnisinteressen fungieren.

LITERATUR

- Aichinger, Ingrid (1977): Künstlerische Selbstdarstellung, Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und die Autobiographie der Folgezeit, Goethezeit, Bd. 7, Bern, Frankfurt am Main, Las Vegas.
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (Hg.) (1979): Aus Geschichten lernen, Zur Einübung pädagogischen Geschehens, München.
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (Hg.) (1985): Pädagogische Biographieforschung, Orientierungen, Probleme, Beispiele, Weinheim, Basel.
- Berger, Peter L. (1977): Einladung zur Soziologie, Eine humanistische Perspektive, München.
- Bohnsack, Ralf (1991): Rekonstruktive Sozialforschung, Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen.
- Dörner, Andreas und Ludgera Vogt (1994): Literatursoziologie, Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur, WV-Studium, Bd. 170: Literaturwissenschaft, Opladen.
- Ehlich, Konrad (Hg.) (1980): Erzählen im Alltag, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 323, Frankfurt am Main.
- Escarpit, Robert (1961): Das Buch und der Leser, Entwurf einer Literatursoziologie, Kunst und Kommunikation, Bd. 2, Köln, Opladen.
- Escarpit, Robert (1967): Die Revolution des Buches, Schriften zur Buchmarktforschung, Bd. 10, Gütersloh.
- Frieden, Sandra (1983): Autobiography: Self into Form, German-language autobiographical writings of the 1970's, Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 2, Frankfurt am Main.
- Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung, Eine Einführung in Praxis und Methoden, WV-Studium, Bd. 127, Opladen.
- Fügen, Hans Norbert (1964): Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie und ihre Methoden, Ein Beitrag zur literatursoziologischen Theorie, Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Bd. 21, Bonn.
- Graevenitz, Gerhart von (1982): Problemfeld IV: Erzähler, in: Hans-Werner Ludwig, (Hg.): Arbeitsbuch Romananalyse, Literaturwissenschaft im Grundstudium, Bd. 12, Tübingen, 78-105.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt am Main.
- Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Biographie und Gesellschaft, Bd. 4, Opladen, 91-105. https://doi.org/10.1007/978-3-322-97182-1_5
- Jaeggi, Urs (1975)³: Literatursoziologie, in: Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus (Hg.): Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1: Literaturwissenschaft, München, 397-412.
- Kahrman, Cordula, Gunther Reiß und Manfred Schluchter (1986): Erzähltextanalyse, Eine Einführung, Mit Studien- und Übungstexten, Athenäum-Taschenbücher, Bd. 2184, Königstein/Taunus.
- Keitel, Evelyne (1983): Verständigungstexte: Form, Funktion, Wirkung, in: The German Quarterly, 56, No. 3, 431-455. <https://doi.org/10.2307/405445>
- Kocka, Jürgen (1987): Einleitung, in: Ders. (Hg.): Interdisziplinarität, Praxis – Herausforderung – Ideologie, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 671, Frankfurt am Main, 7-14.
- Kohn-Bramstedt, Ernst (1931): Probleme der Literatursoziologie, in: Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, 7, 719-731.

- Koller, Hans-Christoph (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 6, Heft 1, 33-45.
- Löwenthal, Leo (1932): Zur gesellschaftlichen Lage der Literatur, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 1, Heft 1/2, 85-102. <https://doi.org/10.5840/zfs193211/292>
- Löwenthal, Leo (1964): Literatur und Gesellschaft, Das Buch in der Massenkultur, Soziologische Texte, Bd. 27, Neuwied, Berlin.
- Mattenklott, Gert (1981/82): Selbstgebackenes und Selbstgeschriebenes, in: Literatur Konkret, 6, 42-44.
- Misch, Georg (1949-1969)³: Geschichte der Autobiographie, 4 Bde., Frankfurt am Main.
- Müller, Klaus-Detlef (1976): Autobiographie und Roman, Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit, Studien zur deutschen Literatur, Bd. 46, Tübingen. <https://doi.org/10.1515/9783111384078>
- Nassehi, Armin (1994): Die Form der Biographie, Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 7, Heft 1, 46-63.
- Nassehi, Armin und Georg Weber (1990): Zu einer Theorie biographischer Identität, Epistemologische und systemtheoretische Argumente, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 2, 153-188.
- Neumann, Bernd (1970): Identität und Rollenzwang, Zur Theorie der Autobiographie, Athenäum-Paperbacks Germanistik, Bd. 3, Frankfurt am Main.
- Oevermann, Ulrich, Tilmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, 352-433. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19
- Pascal, Roy (1960): Die Autobiographie, Gehalt und Gestalt, Sprache und Literatur, Bd. 19, Stuttgart u. a.
- Paulsen, Wolfgang (1991): Das Ich im Spiegel der Sprache, Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, Tübingen.
- Picard, Hans Rudolf (1978): Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich, Existentielle Reflexion und literarische Gestaltung, Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste, Bd. 44, München.
- Quasthoff, Uta (1979): Eine interaktive Funktion von Erzählungen, in: Hans Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, 104-126. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_5
- Rothacker, Erich (1931): Der Beitrag der Philosophie und der Einzelwissenschaften zur Kunstsoziologie, in: Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppe, 132-156.
- Rothacker, Erich (1933): Zur Lehre vom Menschen, Ein Sammelreferat über Neuerscheinungen zur Kultursoziologie, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 11, 145-163.
- Scharfschwerdt, Jürgen (1977): Grundprobleme der Literatursoziologie, Ein wissenschaftsgeschichtlicher Überblick, Urban-Taschenbücher, Bd. 217, Stuttgart u. a.
- Schmidt, Siegfried J. (1989): Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main.
- Schneider, Manfred (1986): Die erkaltete Herzensschrift, Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert, München, Wien.
- Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung, Germanistische Symposien-Berichtsbände, Bd. 4, Stuttgart, 568-590.

- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis*, 13, Heft 3, 283-293.
- Schulze, Theodor (1991): Pädagogische Dimensionen der Biographieforschung, in: Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographieforschung und Erwachsenenbildung*, Bad Heilbrunn/Oberbayern, 135-155.
- Schwarze, Hans-Wilhelm (1982): Ereignisse, Zeit und Raum, Sprechsituationen in narrativen Texten, in: Hans-Werner Ludwig (Hg.): *Arbeitsbuch Romananalyse, Literaturwissenschaft im Grundstudium*, Bd. 12, Tübingen, 145-188.
- Silbermann, Alphons (1958): Kunst, in: *Das Fischer Lexikon*, 10. Soziologie, Frankfurt am Main, 164-174.
- Silbermann, Alphons (1973): *Empirische Kunstsoziologie, Eine Einführung mit kommentierter Bibliographie*, Stuttgart.
- Silbermann, Alphons (1981): *Einführung in die Literatursoziologie*, München.
- Sill, Oliver (1991): *Zerbrochene Spiegel, Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker*, N.F., 98 = 222, Berlin, New York.
<https://doi.org/10.1515/9783110868999>
- Sloterdijk, Peter (1978): *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung, Autobiographien der Zwanziger Jahre*, München, Wien.
- Weber, Georg, Renate Weber-Schlechter, Armin Nassehi, Oliver Sill und Georg Kneer (1995): *Die Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion 1945-1949, Band 2: Die Deportation als biographisches Ereignis und literarisches Thema*, Köln, Weimar, Wien.
- Wellershoff, Dieter (1992): *Das geordnete Chaos, Essays zur Literatur*, Köln.
- Wiese, Leopold von (1931): Methodologisches über den Problembereich einer Soziologie der Kunst, in: *Verhandlungen des Siebenten Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1930 in Berlin: Vorträge und Diskussionen in der Hauptversammlung und in den Sitzungen der Untergruppe*, 121-132.
- Wilpert, Gero von (1969)⁵: *Sachwörterbuch der Literatur*, Kröners Taschenausgabe, Bd. 231, Stuttgart.
- Zerbst, Rainer (1982): Kommunikation, in: Hans-Werner Ludwig (Hg.): *Arbeitsbuch Romananalyse, Literaturwissenschaft im Grundstudium*, Bd. 12, Tübingen, 41-64.
- Zima, Peter V. (1982): *Literatursoziologie/Textsoziologie*, in: Dietrich Harth und Peter Gebhardt (Hg.): *Erkenntnis der Literatur, Theorien, Konzepte, Methoden*, Stuttgart, 161-194.
https://doi.org/10.1007/978-3-476-03172-3_8